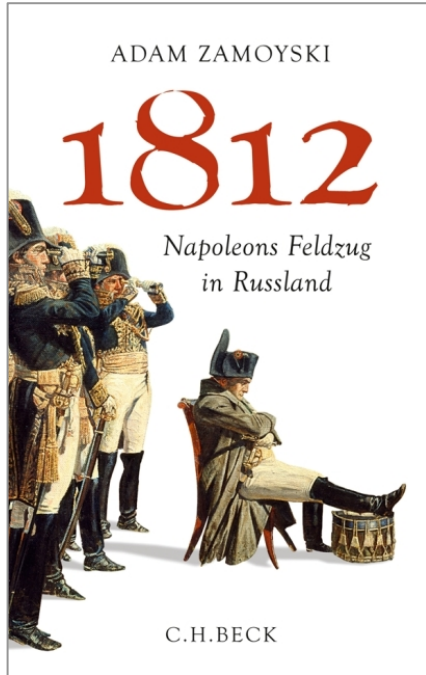


Unverkäufliche Leseprobe



Adam Zamoyski
1812
Napoleons Feldzug in Russland

Aus dem Englischen von Ruth Keen.
720 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-63170-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9460060>

Caesar

Mit dem ersten Schuß aus den Kanonen, die am Morgen des 20. März 1811 vor dem Invalidendom aufgestellt worden waren, senkte sich eine ungewöhnliche Stille über Paris. Karren und Kutschen blieben stehen, Passanten hielten inne, an den Fenstern erschienen Gesichter, Schuljungen schauten von ihren Büchern auf. Jeder zählte mit, als in regelmäßigen Abständen eine Salve auf die nächste folgte. In den Ställen der École Militaire striegelten Kavalleristen der Kaiserlichen Garde ihre Pferde. «Plötzlich ließ ein Böller vom Invalidendom her jede Bewegung erstarren; Bürsten und Striegel verharrten in der Luft», berichtete ein junger *Chasseur*. «Inmitten dieses Durcheinanders von Männern und Pferden hätte man eine Stecknadel fallen hören können.»¹

Nachdem sich am Abend zuvor die Nachricht verbreitet hatte, daß bei der Kaiserin die Wehen eingesetzt hatten, gaben viele *patrons* ihren Arbeitern für den nächsten Tag frei, und diese strömten jetzt erwartungsvoll in die Straßen rund um den Tuilerien-Palast. Die Pariser Börse hatte den Handel am Morgen eingestellt, und die einzigen Finanzgeschäfte, die noch stattfanden, waren Wetten auf das Geschlecht des Kindes. Aber auch bei denen, die nichts gesetzt hatten, war die Aufregung groß. «Man kann sich kaum vorstellen, mit welcher ängstlichen Spannung die ersten Kanonenschüsse gezählt wurden», entsann sich ein Zeuge: Jeder wußte, daß einundzwanzig die Geburt eines Mädchens, hundert die eines Jungen verkündeten. «Tiefes Schweigen herrschte bis zum einundzwanzigsten, aber als der zweiundzwanzigste ertönte, brachen die Menschen überall in Paris in Jubelrufe aus.»² Die Leute waren außer sich; Wildfremde fielen einander in die Arme und riefen «*Vive L'empereur!*» Andere tanzten zum donnernden Widerhall der restlichen achtundsiebzig Böllerschüsse auf den Straßen.

«Paris hat nie in seinen großen Festen ein allgemeineres Bild des

Frohlockens dargeboten», beschrieb es ein anderer Zeuge, «obschon es ein Werkeltag war, feierte alles.»³ Ein Ballon stieg auf und trug die berühmte Aeronautin Madame Blanchard in den Himmel, von wo aus sie Tausende gedruckter Anzeigen des glücklichen Ereignisses über das Land verstreute. Reitende Boten stoben in alle Richtungen davon, um die Nachricht zu verbreiten. Am Abend wurden Feuerwerke gezündet und die Hauptstadt leuchtete vom Schein der Kerzen, die selbst in den Fenstern der bescheidensten Mansarde brannten. Theater gaben Sondervorstellungen, Drucker machten sich daran, in großer Menge kitschige Bildchen des kaiserlichen Knaben zu produzieren, die den von himmlischen Wolken getragenen Säugling zeigten, über dessen Haupt Kronen und Lorbeerkränze schwebten, und die Dichter feilten an Oden zum Gedenken an das glückliche Ereignis. «Aber niemals wird man diese Ekstase und den allgemeinen Freudentaumel annähernd schildern können», schrieb der junge Comte de Ségur, «als der zweiundzwanzigste Kanonenschuß der Nation verkündete, daß Napoleon und dem Kaiserreich ein leiblicher Nachfolger geboren worden war!»⁴

Die ersten Wehen der siebenundzwanzigjährigen Kaiserin Marie-Louise hatten am Vortag gegen sieben Uhr abends eingesetzt. Dr. Antoine Dubois, *Premier Accoucheur* des Kaiserreichs, stand bereit. Bald gesellten sich Dr. Corvisart, Erster Leibarzt, Dr. Bourdier, Leibarzt der Kaiserin, und Napoleons Wundarzt Dr. Yvan, dazu. Der Kaiser, seine Mutter, seine Schwestern und verschiedene Damen des Hofstaats der Kaiserin brachten die Zahl derer, die sich in ihrem Schlafzimmer oder im angrenzenden Gemach um sie kümmerten, auf zweiundzwanzig.

In einiger Entfernung hatten sich die Salons des Tuilerien-Palastes mit ungefähr zweihundert Amtspersonen und Würdenträgern gefüllt, die bei den ersten Anzeichen der kaiserlichen Wehen herbeizitiert worden waren und nun in ihrer festlichen Hofkleidung unbehaglich umherstanden. Von Zeit zu Zeit erschien eine der diensthabenden Kammerfrauen und überbrachte ihnen einen Lagebericht. Als der Abend sich hinzog, wurden kleine Tische herbeigeschafft; man servierte ein leichtes Nacht Mahl, Huhn mit Reis zu einem Chambertin. Aber die Stimmung war gedämpft: Im Schlafgemach der Kaiserin ging es offensichtlich nicht reibungslos voran. Gegen fünf Uhr morgens erschien der Kaiserliche Großmarschall und informierte sie, daß die Wehen ausge-

setzt hätten und die Kaiserin eingeschlafen sei; die Anwesenden dürften nach Hause gehen, sollten sich aber auf Abruf bereithalten. Einige gingen, aber viele der Höflinge streckten sich erschöpft auf Bänken aus oder rollten Teppiche zu behelfsmäßigen Matratzen zusammen; dann legten sie sich in vollem Hofstaat nieder, um ein wenig Schlaf nachzuholen.

Napoleon war die ganze Zeit bei Marie-Louise gewesen, hatte ihr gut zugeredet und ihr mit aller nervösen Fürsorglichkeit eines werdenden Vaters zu Seite gestanden. Als sie einschlief, sagte Dubois, er könne gehen und sich ein wenig ausruhen. Napoleon brauchte keinen Schlaf. Seine bevorzugte Entspannung bestand in einem heißen Bad, das er als Heilmittel für fast alle Krankheiten ansah, sei es Erkältung oder Verstopfung, unter denen er regelmäßig litt. So nahm er auch jetzt ein Bad.

Er lag noch nicht lange im heißen Wasser, als Dubois über die Stufen einer verborgenen Treppe, die von seinen Gemächern zum Schlafzimmer der Kaiserin führte, zu ihm hinaufeilte. Die Wehen hatten wieder eingesetzt, und der Doktor war besorgt, weil sich das Baby in einer ungünstigen Lage befand. Napoleon fragte ihn, ob Gefahr bestehe. Dubois nickte und zeigte Verzweiflung darüber, daß es bei der Kaiserin zu einer solchen Komplikation gekommen war. «Vergessen Sie, daß sie die Kaiserin ist und behandeln Sie sie wie die Frau irgendeines Krämers in der rue Saint Denis», unterbrach ihn Napoleon und fügte hinzu: «Und was immer geschieht, retten Sie die Mutter!» Er entstieg dem Bad, kleidete sich hastig an und ging nach unten zu den Ärzten am Bett seiner Frau.

Die Kaiserin schrie, als sie Dubois zur Zange greifen sah, aber Napoleon beruhigte sie, hielt ihr die Hand und streichelte sie, während die Comtesse de Montesquiou und Dr. Corvisart sie festhielten. Das Baby kam mit den Füßen voran und Dubois hatte seine liebe Not, den Kopf freizubekommen. Nach reichlichem Ziehen und Manövrieren brachte er es gegen sechs Uhr früh zur Welt. Das Baby wirkte leblos, und Dubois legte es ab, um sich mit seinen Kollegen um die Mutter zu kümmern, die in Gefahr zu schweben schien. Aber Corvisart nahm das Kind auf und begann es kräftig zu reiben. Nach etwa sieben Minuten erwachte es zum Leben, und der Doktor überreichte es der Comtesse de Montesquiou mit dem Bemerkten, es sei ein Junge. Napoleon, der nun sah, daß Marie-Louise außer Gefahr war, nahm das Neugeborene in den Arm,

stürzte in den angrenzenden Saal, wo sich alle hohen Beamten der Kaiserreichs versammelt und auf das schlimmste gefaßt gemacht hatten, und rief: «Seht auf den König von Rom! Zweihundert Kanonenschüsse!»

Als aber seine Schwägerin, Königin Hortense, kurz darauf zu ihm trat, um ihm zu gratulieren, erwiderte er: «Ich kann kein Glück empfinden – die arme Frau hat so gelitten!»⁵ Es war ihm ernst damit. Die erst vor einem Jahr als politische Verbindung geschlossene Ehe hatte bald Züge einer geradezu schwärmerischen Liebesbeziehung angenommen. Marie-Louise, eines von dreizehn Kindern des österreichischen Kaisers Franz II., war der Liebling ihres Vaters gewesen, seine «*adorable poupée*». Man hatte sie erzogen, Napoleon zu hassen und ihn «den Korsen», «Usurpator», «Attila» oder «den Antichrist» zu nennen. Aber als die Diplomatie es verlangte, beugte sie sich dem väterlichen Willen. Und nachdem sie erst einmal die Freuden des Ehebettes genossen hatte, war ihre Begeisterung für den Kaiser rückhaltlos. Napoleon, den die Vorstellung erregte, eine «Tochter der Caesaren», wie er sie nannte – noch dazu eine, die beträchtlich jünger war als er –, in seinem Bett zu haben, war bald in sie vernarrt, und ihre Ehe war von trauter Zweisamkeit bestimmt.

Während am Abend die Hauptstadt feierte, wurde das Kind nach den uralten Riten des französischen Königshauses getauft. Am nächsten Tag hielt Napoleon eine große Audienz; auf seinem Kaiserthron sitzend nahm er die offiziellen Gratulationen entgegen. Anschließend begleitete ihn der ganze Hof, den Thronfolger anzuschauen, der in einer prächtigen versilberten Wiege lag, einem Geschenk der Stadt Paris. Sie war vom Künstler Pierre Prudhon entworfen worden und zeigte die eine Siegeskrone haltende Gloria und einen jungen Adler, der einem leuchtenden, Napoleon symbolisierenden Stern zustrebte. Die Großkanzler der Ehrenlegion und der Eisernen Krone legten die Insignien ihrer Orden auf zwei Kissen neben das schlafende Kind. Der Maler François Gérard machte sich an die Arbeit für ein Porträt.

Während der nächsten Tage trafen Huldigungen aller Art ein, und Städte im ganzen Land schlossen sich dem feiernden Paris an, sobald sie die Nachricht erreichte. Alle entsandten ihrerseits Delegationen, um Glückwünsche zu übermitteln. Das gleiche wiederholte sich, als die Neuigkeit nach und nach die entlegenen Teile des Kaiserreichs und andere Länder erreichte. Derartige Bekundungen wären zwar zu erwarten gewesen. Aber in diesem Fall waren die Festlichkeiten und

Gratulationen mehr als oberflächliche Rituale – für die meisten Franzosen kündete die Geburt eines Knaben von einer bevorstehenden Zeit des Friedens und der Stabilität und vielem mehr.

Frankreich hatte sich seit neunzehn Jahren praktisch ununterbrochen im Krieg befunden. 1792 war es von einer preußisch-österreichischen Allianz angegriffen worden, der sich über die nächsten Jahre Großbritannien, Spanien, Rußland und andere, kleinere Mächte angeschlossen hatten. Sie alle trachteten danach, das revolutionäre Frankreich zu bezwingen und die Dynastie der Bourbonen wiedereinzusetzen. Es ging nicht um Territorien. Es war ein ideologischer Kampf um die zukünftige Ordnung Europas. Sieht man von den Greuelthaten ab, so hatte das revolutionäre Frankreich alle Ideale der Aufklärung öffentlich verwirklicht, deren bloße Existenz von den Monarchien bereits als Bedrohung wahrgenommen wurde. Frankreich hatte diese Waffe zu seiner Verteidigung in großem Umfang eingesetzt, indem es die Revolution exportierte und Provinzen unterwanderte, die seinen Feinden gehörten. So war es allmählich vom Opfer zum Aggressor geworden und kämpfte dennoch um sein Überleben. Das revolutionäre Frankreich war außerstande, zu einem dauerhaften Frieden zu kommen, da es keine andere Macht in Europa gab, die sich mit dem Überleben eines republikanischen Regimes abfinden wollte, und jede es für unerlässlich hielt, es zu zerstören.

Als General Napoleon Bonaparte im November 1799 in Paris die Macht ergriff, hätte der Teufelskreis aus Angst und Aggression durchbrochen werden können. Er zähmte die Demagogen, schloß die Büchse der Pandora, die die Revolution geöffnet hatte, und brachte Ordnung ins Chaos. Als Kind der Aufklärung und zugleich Despot, weckte er die Energien Frankreichs und band sie in den Aufbau eines gut geordneten, prosperierenden und mächtigen Staates ein, jenes «*état policé*», von dem die *philosophes* der Aufklärung geträumt hatten. Damit trat er in die Fußstapfen von Herrschern wie Friedrich dem Großen von Preußen, Katharina der Großen von Rußland und Joseph II. von Österreich, die soziale und wirtschaftliche Reformen eingeführt und doch zugleich den Staat institutionell gefestigt hatten; dafür waren sie allgemein bewundert worden. Aber für ihre Nachfolger war Bonaparte nichts als ein grotesker Emporkömmling, ein schädlicher Auswuchs der bösen Revolution.

Nach einer Serie glänzender Siege gelang es Bonaparte, bis zum Jahr 1801 alle Mächte auf dem europäischen Kontinent zum Frieden zu zwingen. Frankreichs Sicherheit wurde durch Erweiterung seiner Grenzen und durch die Gründung theoretisch autonomer Republiken in Norditalien, der Schweiz und Holland gewährleistet, die de facto französische Provinzen waren. Im März 1802 schloß Bonaparte sogar mit Großbritannien den Frieden von Amiens. Der aber sollte nicht von Dauer sein.

Für Großbritannien war Frankreichs Hegemonie in Europa nicht hinnehmbar, während die britische Überlegenheit auf See für Frankreich eine anhaltende Bedrohung darstellte. Die französischen Begehrlichkeiten hinsichtlich Maltas, Ägyptens und Indiens bereiteten Großbritannien vage, aber nichtsdestotrotz beklemmende Alpträume. Daß die Briten über ihre Verbündeten auf dem europäischen Kontinent Stellvertreterkriege führen könnten, blieb für Frankreich wiederum ein Quell ständiger Besorgnis. Die Feindseligkeiten zwischen den beiden Großmächten flammten im Mai 1803 wieder auf.

Es war Bonaparte, der im folgenden Jahr überall in Europa den Widerstand gegen seine Herrschaft erneut anfachte. Im März 1804 befahl er, den jungen Bourbonen-Herzog von Enghien gleich jenseits der französischen Grenze im badischen Ettenheim zu verhaften und nach Paris zu bringen, in der Überzeugung, daß der Herzog in eine Verschwörung verwickelt sei, ihn zu stürzen und die Monarchie wiederherzustellen; er ließ ihn in einem Schnellverfahren schuldig sprechen und kurz darauf erschießen. Diese Mißachtung aller Formen und Prinzipien des Rechts stieß in ganz Europa auf Abscheu. Sie bestätigte die Meinung derer, die Bonaparte für den Leibhaftigen hielten, und verstärkte die Auffassung von einem Kampf auf Leben und Tod zwischen der legitimen geheiligten Ordnung, wie sie das *ancien régime* verkörperte, und den Mächten des Bösen, sprich des revolutionären Frankreichs.

Dabei hatte Frankreich aufgehört, seine Revolution zu exportieren. Das Land war kaum noch mehr als ein Vehikel für Bonapartes Ehrgeiz, der sich einige Monate später unter dem Namen Napoleon I. zum Kaiser der Franzosen ausrufen ließ. Worauf sich dieser Ehrgeiz eigentlich richtete, hat die Geschichtswissenschaft über zwei Jahrhunderte hin verwirrt und gespalten, denn Napoleon verhielt sich niemals folgerichtig. Seine Äußerungen lassen sich bestenfalls als Illustrationen einiger

seiner Gedanken und Gefühle verstehen, während sein Handeln häufig erratisch und widersprüchlich war. Er war intelligent und pragmatisch, dennoch schwelgte er in abenteuerlichsten Fantasien; er war durch und durch opportunistisch, dennoch konnte er sich starr an eigene Dogmen klammern; er war ein großer Zyniker und gab sich trotzdem romantischen Träumen hin. Eine Leitidee oder ein Gesamtkonzept hatte er nicht.

Napoleon war weitgehend schlicht von Machtgier und dem Drang getrieben, andere zu beherrschen. Damit verbanden sich seine oft kindischen Reaktionen, sobald man ihm in die Quere kam. Da er weder über Gerechtigkeitsempfinden noch über Respekt für die Wünsche anderer verfügte, sah er jeden Einwand als eine grundlose Rebellion an und reagierte mit unverhältnismäßiger Heftigkeit. Anstatt über eine kleine Schlappe hinwegzusehen oder ein Hindernis zu umgehen, neigte er zu Wutanfällen und Gewalt, wodurch er häufig in allzu kostspielige Auseinandersetzungen geriet.

Er war außerdem von einem seltsamen Schicksalsglauben getrieben, einer selbstgesponnenen Vision, wie sie für junge Männer, die mit der Literatur der Romantik aufwuchsen, typisch ist (seine Lieblingslektüre waren die Gesänge des Ossian und *Die Leiden des jungen Werther*); in diesem Sinne glaubte er an seine Bestimmung: «Wer kann so blind sein, nicht zu erkennen», hatte er während des Ägyptenfeldzugs 1798 verkündet, «daß das Schicksal alle meine Handlungen lenkt?»⁶ Napoleon war auch ein großer Bewunderer der Stücke Corneilles, und man darf vermuten, daß er sich selbst als Akteur in einer großen Tragödie dieser Art sah.

In der Überzeugung, daß ein Schicksal sein Leben lenke, handelte er bei der Verfolgung seiner nebulösen Träume mehrfach gegen sein besseres Wissen. Seine Triumphe in Italien und dann die glanzvollen Siege bei Austerlitz und Jena bestätigten ihn nur in dieser Illusion, die sich auch seinen Soldaten mitteilte. «Der Rausch unserer freudigen und stolzen Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt», schrieb ein junger Offizier nach Napoleons Sieg über Preußen. «Eines unserer Armeekorps ernannte sich zur ›Zehnten Legion des neuen Caesar‹, ein anderes verlangte, Napoleon solle fortan den Beinamen ›Kaiser des Westens‹ tragen!»⁷

Aber Napoleon war außerdem Herrscher Frankreichs. Als solcher war er unweigerlich von denselben politischen, kulturellen und psycho-

logischen Impulsen getrieben, welche die Politik früherer französischer Herrscher wie Franz I. und Ludwig XIV. bestimmt hatten. Sie erstrebten eine französische Hegemonie über Europa, um ihr Land dauerhaft zu sichern.

Frankreich hatte sich immer bemüht, ein Gleichgewicht in Mitteleuropa zu schaffen, das einen mobilisierenden Zusammenschluß ihm feindlicher deutscher Kräfte verhindern sollte. Erreicht hatte es dies 1648 mit dem Westfälischen Frieden, als es gemeinsam mit Österreich und mehreren anderen Mächten ein ganzes Gleichgewichtssystem einander kontrollierender und in Schach haltender Staaten geschaffen hatte. Dieses System hatte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit dem Aufstieg Preußens und dem Auftauchen Rußlands als Mitakteur auf der europäischen Bühne wieder aufgelöst. Besonders bedrohlich waren die gewaltigen Machtverschiebungen in Deutschland, die Aufteilung und damit das Verschwinden Polens und das konfliktreiche Streben nach der Beherrschung des Balkans. So gesehen war es ganz natürlich, daß Napoleon sich bemühte, den Interessen Frankreichs wieder Geltung zu verschaffen, wobei er die traditionelle Vision eines «französischen» Europa ebenso verfolgte wie seine persönlichen Ambitionen. Wie es schien, hatte diese Vision die Geschichte auf ihrer Seite.

Frankreich war im achtzehnten Jahrhundert zum unbestrittenen Zentrum der Kultur und des politischen Denkens Europas geworden. Seine Vorherrschaft auf diesen Gebieten wurde durch die Revolution verstärkt, deren Ideen von Eliten auf dem ganzen Kontinent bewundert und anerkannt wurden. Die politischen und militärischen Führungsschichten Frankreichs sahen sich selbst als «*la Grande Nation*» an, als die erste Nation Europas, die sich emanzipiert hatte, und sie fühlten sich von der Geschichte berufen, das, was sie errungen hatten, anderen Völkern zu bringen. Es war das Zeitalter des Neoklassizismus; sie begannen, Frankreich als das neue Rom anzusehen, als das Zentrum, von dem aus ihre neue geistige Form in alle Richtungen ausstrahlte, als Hauptstadt der modernen Welt.

Napoleon war gegenüber den leidenschaftlichen Träumen seines Zeitalters nicht immun. Wie es dem mächtigsten Mann seit den Zeiten der Caesaren zukam, erließ er Dekrete zur Reinigung des Tibers und des Forum Romanum und zur Bewahrung seiner Monumente. Kurz

nach der Geburt des Königs von Rom regte er Planungen für den Bau eines Kaiserpalasts auf dem Kapitol an. Er beabsichtigte aber genauso, einen Palast in Paris für den Papst zu errichten; dorthin sollte der umziehen, so wie einst Petrus aus dem Heiligen Land nach Rom gegangen war.⁸

Schon Mitte der neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts begannen die französischen revolutionären Armeen nicht nur Kostbarkeiten und Kunstwerke nach Paris zu schaffen, sondern auch Bibliotheken, wissenschaftliche Geräte und ganze Archive. Diese gigantische Plünderung geschah nicht nur aus nackter Gier. Dahinter stand auch der Gedanke, daß alles, was für die Entwicklung der Zivilisation von größtem Nutzen war, sich im Herzen des Kaiserreichs konzentrieren und nicht nur einigen wenigen peripheren Provinzen zugute kommen durfte. «Das französische Kaiserreich soll zur Metropole aller anderen souveränen Mächte werden», sagte Napoleon einmal. «Ich will jeden König in Europa zwingen, sich in Paris einen großen Palast zu seiner eigenen Verfügung zu bauen. Wenn ein französischer Kaiser gekrönt wird, sollen diese Könige nach Paris kommen und die glanzvolle Zeremonie durch ihre Gegenwart und Huldigung schmücken und ehren.» Gemeint war damit nicht so sehr ein Frankreich «über alles». «Die europäische Gesellschaft bedarf einer Erneuerung», betonte Napoleon 1805 in einem Gespräch. «Es muß eine überlegene Macht geben, die alle anderen Mächte dominiert, die über hinreichend Autorität verfügt, die anderen dazu zu zwingen, miteinander in harmonischer Eintracht zu leben – und für diese Aufgabe ist Frankreich am besten geeignet.» Wie so viele Tyrannen hatte auch er einen utopischen Ehrgeiz. «Wir brauchen ein europäisches Rechtssystem, ein europäisches Berufungsgerecht, eine gemeinsame Währung, einheitliche Maße und Gewichte, einheitliche Gesetze», sagte Napoleon zu Joseph Fouché. «Ich muß aus allen Völkern Europas ein Volk machen, und Paris zur Hauptstadt der Welt.»⁹

Frankreichs Anspruch auf die Nachfolge des römischen Reichs schien weitere Berechtigung zu gewinnen, als Napoleon im Jahr 1810 Marie-Louise heiratete, die Tochter des letzten Kaisers des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, Franz II. Sein Schwiegervater, der jetzt als Franz I. Kaiser von Österreich war, schien sich mit der Machtverlagerung offenbar abgefunden zu haben. Als Napoleon einen legiti-

men Nachfolger hatte, trat Franz den Titel eines Römischen Königs, der traditionell dem Kaisersohn zugestanden hatte, an das Kind ab.

Frankreich nahm auf dem Kontinent eine nie dagewesene Machtstellung ein; es hatte weiten Teilen Europas seine politische Kultur und das neue politische System aufgezwungen. Das aber interessierte den Durchschnittsfranzosen weniger als die Vorzüge, die ihm das vergangene Jahrzehnt in seiner Heimat gebracht hatte. Die positivsten Errungenschaften der Revolution blieben erhalten, während nun auch Ordnung, Wohlstand und Stabilität eingekehrt waren. Eine allgemeine Amnesie, wenn nicht gar Amnestie, hatte es jenen, die in den Kämpfen der Revolution einander feindselig gegenübergestanden hatten, ermöglicht, die eher unangenehmen Aspekte der Vergangenheit hinter sich zu lassen. Ob die neue Ordnung überleben würde, hing nicht nur von Napoleons Fähigkeit ab, sie zu verteidigen, sondern auch davon, ihr Fortbestehen dadurch zu garantieren, daß er die Möglichkeit einer Restauration der Bourbonen-Herrschaft ausschloß. Eine Rückkehr der Bourbonen würde nicht nur eine Rückkehr zum *ancien régime* bedeuten; es würden zweifellos auch viele offene Rechnungen beglichen werden.

Insofern war die Geburt des Königs von Rom von entscheidender Bedeutung. Die meisten Untertanen Napoleons glaubten, daß ihrem Herrscher, der vor kurzem vierzig geworden war, von nun an daran gelegen sei, mehr Zeit bei seiner Familie zu verbringen als bei seinen Armeen, daß Napoleon dem Großen in absehbarer Zeit Napoleon II. folgen und das restliche Europa akzeptieren würde, daß die Bourbonen ein für alle Mal der Vergangenheit angehörten. Darum jubelten sie. «Man hoffte treuherzig auf einen tiefen Frieden, man rechnete nicht mehr unter den vernünftigen Gedanken irgend einen Krieg oder Beschäftigungen dieser Art», schrieb Napoleons Polizeiminister General Savary und fügte hinzu, alle sähen in dem Kind einen Garanten für politische Stabilität.¹⁰

Auch Napoleon war aus weitgehend denselben Gründen begeistert. «Es bricht nun die beste Epoche meiner Herrschaft an», sagte er. Er war sich stets darüber im klaren gewesen, daß ein Mann, der sich des Throns bemächtigt hat, nie gänzlich unbesorgt darauf Platz nehmen kann, und daß er als Herrscher nur im Rahmen des dynastischen Prinzips Sicherheit erlangen konnte. «Die Geburt meines Sohnes gibt mei-

nem Schicksal eine Zukunft», sagte er zu einem seiner Diplomaten. «Ich begründe nun eine Legitimität. Imperien werden mit dem Schwert erschaffen und durch Erbfolge bewahrt.»¹¹

Aber er war noch nicht bereit, seine Waffen niederzulegen. Es war ihm gelungen, die Übereinstimmung des politischen Willens zu zerstören, die die Koalitionen gegen Frankreich so lange am Leben erhalten hatte. Österreich, Rußland und Preußen waren mittlerweile im gleichen Maße bereit, Krieg miteinander zu führen wie gegen Frankreich; der frühere Widerwille, mit dem «korsischen Emporkömmling» zu verhandeln, hatte sich weitgehend verflüchtigt, sein kaiserlicher Titel war überall auf dem Kontinent anerkannt, und der Thronanwärter der Bourbonen, Ludwig XVIII., wurde mehr und mehr als anachronistische Figur wahrgenommen. Dennoch wußte Napoleon, daß er nach wie vor verletzlich war, denn noch gab es kein abschließendes Einverständnis über die neue Ordnung.

Im Verlauf des letzten Jahrzehnts hatte er ganz Belgien, Holland und die Nordseeküste bis hinauf nach Hamburg, das Rheinland, die gesamte Schweiz, das Piemont, Ligurien, die Toskana, den Kirchenstaat, Illyrien und Katalonien seinem neuen Kaiserreich angeschlossen; das machte ihn zum unmittelbaren Herrscher über etwa fünfundvierzig Millionen Untertanen. Dieses Reich war von einer Anzahl abhängiger Staaten umgeben – dazu gehörten das Königreich Westfalen, die Königreiche Sachsen, Bayern, Württemberg und andere Staaten, die im «Rheinbund» zusammengeschlossen worden waren, das Herzogtum Warschau, die Königreiche Italien, Neapel und Spanien, die von Napoleons Geschwistern, anderen Verwandten oder ihm ergebene Verbündeten regiert wurden. Der einzige Teil seines riesigen Reichs, in dem es offene Unruhen gab, war Spanien, wo der bewaffnete Widerstand gegen seinen Bruder König Joseph von der britischen Armee unterstützt wurde. Das an sich war kein besonders großes Problem – keins, das er nicht in einer konzertierten Operation unter seiner Führung in den Griff bekommen könnte.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de